

Aus der Praxis in die theoretischen Überlegung geschaut von Christoph Müller

Der psychiatrische Alltag erlebt in diesen Tagen einen großartigen Wandel. Die Menschen, die von seelischem Leiden betroffen sind, werden immer häufiger einbezogen – auch in die Begleitung anderer betroffener Menschen. Gleichzeitig gibt es offenbar weiterhin eine große Verunsicherung, wie mit den „Experten aus Erfahrung“ umzugehen ist. So sehr es in psychiatrischen Einrichtungen einen Willen zur Modernisierung der psychiatrischen Arbeit gibt, der Boden unter den Füßen scheint glatt zu sein, wenn es um die Rolle von Genesungsbegleitern geht, wenn es um formale Fragen wie Bezahlung und Schweigepflicht geht.

Deshalb ist das Buch „Mit Peers arbeiten“, das Jörg Utschakowski geschrieben hat, überfällig. Denn Wohnheime, Kliniken und komplementäre Dienste haben nun eine Handreichung, wie die Einbindung von Genesungsbegleitern gelingen kann. Utschakowskis Buch ist ein erster Schritt, den es inhaltlich weiterzuentwickeln gilt. Es ist halt nicht nur eine Mahnung an Organisationen, sich den zeitgenössischen Entwicklungen anzupassen. Es ist als Handbuch anzusehen, dessen Checklisten abgearbeitet werden können und das Impulse gibt, worüber sich Einrichtungen bewusst sein müssen, wenn sie Peers in die Begleitung von Menschen einbeziehen wollen.

Utschakowski geht von der Prämisse aus, dass es unterstützenden Menschen nicht zwingend gelingt, die Menschen, die von seelischem Leid betroffen sind, dort abzuholen, wo sie wirklich stehen. Die Genesungsbegleiter stellt er als Positiv-Beispiel demgegenüber. Die Zusammenarbeit mit ausgebildeten Genesungsbegleitern ermögliche eine neue Qualität der Unterstützung, „die lebensnah, lebensorientiert und nicht stigmatisierend ist“ (11). Ein wichtiges Element des Peersupports sei der Austausch mit Menschen, die ähnliche Krisen durchlebt hätten. Konkret: „Durch den gemeinsamen Erfahrungshintergrund können Genesungsbegleiter mit den Betroffenen über Erlebnisse statt über Symptome reden. Es ist eher möglich, eine gemeinsame Sprache zu finden und eine von Akzeptanz, Verständnis und Empathie getragene Beziehung einhergehen.“

Was Utschakowski unter dem Begriff der „Förderung der Dialogkultur“ beschreibt, fordert von den psychiatrischen Praktikern einen nicht zu unterschätzenden Mentalitätswechsel. Die Diskursbereitschaft und die Diskursfähigkeit des einzelnen Mitarbeitenden sind erste Leistungen, die diejenigen Menschen zu erbringen haben, denen es häufig leichter fällt zu wissen, was für das Gegenüber gut ist. Die hermeneutische Einordnung des Erlebten ist nicht nur etwas, das die betroffenen Menschen fordert. Vor allem aber haben psychiatrisch Tätige die Aufgabe, nach der Augenhöhe mit den betroffenen Menschen zu suchen.

Was auf den 88 Seiten von Utschakowski manchmal noch etwas formal wirkt, muss vor Ort sicher mit Leben gefüllt werden. Es muss einen Erfahrungsaustausch zwischen Einrichtungen geben, aber auch ein ständiges Gespräch zwischen sämtlichen beteiligten Menschen. Es kann nicht darum gehen, ein modernes Modell nachzuahmen. Es muss darum gehen, eine gemeinsame Kultur zu kreieren. Von einer „Arbeit im Tandem“ schreibt Utschakowski unter anderem.

Es geht sicher um noch mehr. Die Subjektivität der betroffenen Menschen muss den helfenden Frauen und Männern bewusst werden, die allzuhäufig geneigt sind, die Objektivität seelischen Leidens mit Diagnosen und Manualen in den Vordergrund zu rücken. Machen Sie sich ruhig auf den Weg

Jörg Utschakowski: Mit Peers arbeiten – Leitfaden für die Beschäftigung von Experten aus Erfahrung, Psychiatrie-Verlag, Köln 2015, ISBN 978-3-88414-625-5, 88 Seiten, 19.95 Euro.